

Liebe Gemeinde, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, dass wir in der heutigen Lesung gehört haben, ist eines der bekanntesten Gleichnisse Jesu. Wer es einmal gehört hat, wird seine Botschaft wohl so schnell nicht wieder vergessen können: Wir sollen unsere Mitmenschen lieben, nicht nur mit Worten, sondern vor allem mit Taten der Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Jeder Mensch, der unsere Hilfe braucht, ist unser Nächster, nicht nur unsere Freunde und Verwandten.

Das ist ein hoher Anspruch, dem selbst die ersten Christen nicht gerecht geworden sind. Denn im heutigen Predigttext hören wir davon, dass es selbst in der frühchristlichen Gemeinde nicht immer barmherzig zugeing und dass ganze Gemeindegruppen vergessen und übergangen wurden. Hören wir den Predigttext aus dem sechsten Kapitel der Apostelgeschichte, die Verse eins bis sieben (Apg 6,1-7):

*In dieser Zeit wuchs die Zahl der Jünger stetig. Doch bald wurden in der Gemeinde Klagen laut. Sie kamen von den Griechisch sprechenden Mitgliedern, die aus anderen Ländern zugezogen waren. Die warfen den Hebräisch sprechenden Einheimischen vor, ihre Witwen bei der täglichen Speisung zu übergehen. Daraufhin beriefen die Zwölf eine Versammlung aller Jünger ein und sagten: »So geht das nicht! Wir können doch nicht die Verkündigung von Gottes Wort vernachlässigen – und uns stattdessen selbst um die Essensausgabe an den Tischen kümmern. Brüder und Schwestern, wählt aus eurer Mitte sieben Männer aus. Sie sollen einen guten Ruf haben und vom Geist Gottes und von Weisheit erfüllt sein. Ihnen werden wir diese Aufgabe übertragen. Wir dagegen werden uns ganz dem Gebet und der Verkündigung widmen.« Der Vorschlag fand die Zustimmung der ganzen Versammlung. Sie wählten Stephanus, einen Mann mit festem Glauben und erfüllt vom Heiligen Geist. Hinzu kamen Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, ein Grieche aus Antiochia, der zum jüdischen Glauben übergetreten war. Diese sieben ließ man vor die Apostel treten. Die beteten für sie und legten ihnen die Hände auf. Das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger in Jerusalem wuchs immer weiter. Sogar von den Priestern nahmen viele den Glauben an Jesus an.*

Soweit der Predigttext. Er erinnert uns daran, dass die urchristliche Gemeinde aus Juden bestand, die zum Glauben gekommen sind, dass Jesus von Nazareth der Christus, der von Gott gesandte Messias und Retter ist. Und wie im damaligen Judentum auch sprachen einige Gemeindemitglieder Griechisch und andere Hebräisch. Erst später öffnete sich die christliche Gemeinschaft auch für Nichtjuden und noch später verschwanden die jüdischen Christen schließlich und übrig blieb das Heidenchristentum, wie wir es heute kennen, also eine Gemeinschaft, die sich nicht an die Gebote der jüdischen Religion gebunden fühlt.

Aber so weit sind wir im heutigen Predigttext noch nicht. Da besteht die christliche Gemeinschaft noch aus Juden oder Menschen, die zum Judentum übergetreten sind und dann zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind. Doch in dieser jüdisch-christlichen Gemeinschaft gibt es Unmut: Denn die griechisch sprechenden Gemeindemitglieder werfen den hebräisch sprechenden Gemeindemitgliedern vor, ihre Witwen bei der täglichen Speisung zu übergehen. Dass eine ganze Gruppe regelmäßig übergangen wird, ist wohl kaum ein Zufall, sondern ein Hinweis darauf, dass es Spannungen zwischen den griechisch sprechenden und den hebräisch sprechenden Mitgliedern der frühchristlichen Gemeinde gab. Die zwölf Apostel erkennen, dass dieser Missstand schnellstmöglich beseitigt werden muss, um eine Spaltung der Gemeinde zu verhindern. Daher schlagen sie vor, dass die Gemeinde sieben Männer auswählt, die sich um die Essensausgabe kümmern sollen, damit niemand mehr zu kurz kommt. Diese Männer werden Diakone genannt, das heißt Diener, Helfer oder Bote. Das ist der Beginn der Aufgabenverteilung in der frühchristlichen Gemeinde, denn die Apostel erkennen, dass sie sich nicht selbst um alle Angelegenheiten des Gemeindelebens kümmern können, ohne die Verkündigung des Wortes Gottes zu vernachlässigen.

Der heutige Predigttext beschreibt den Beginn einer Ausdifferenzierung der Gemeindedienste, die im Laufe der Zeit immer mehr zugenommen hat. Auch heute gibt es in christlichen Gemeinden noch Menschen, die wie die zwölf Apostel vorrangig für die Verkündigung des Evangeliums zuständig sind und Pfarrer, Prediger oder Priester genannt werden; und Menschen, die vor allem mit diakonischen Aufgaben betraut sind. Doch neben Predigern und Diakonen gibt es heutzutage in christlichen Gemeinden noch zahlreiche weitere Ämter: Kirchengemeinderäte, Pfarrsekretärinnen, Organisten, Kirchendiener,

Hausmeister, Gärtner und noch viele mehr. Nicht zu vergessen die ganzen höheren Organisationsebenen und Strukturen: Synodale, Verwaltungs- und Finanzangestellte, Dekane und Dekaninnen, Bischöfe und Bischöfinnen, Oberkirchenräte, Ordinarien, Stiftungen und Vereine, christliche Pfadfinder, Parteien und und und. Manche dieser Strukturen haben nur noch wenig Bezug zur Ortsgemeinde. Im Zuge der Ausdifferenzierung der christlichen Ämter wurden ganze Bereiche aus der Ortsgemeinde outgesourct: So wird ein Großteil der diakonischen Tätigkeiten der beiden großen christlichen Konfessionen in Deutschland heutzutage nicht mehr von den Ortsgemeinden getragen, sondern von den Organisationen Diakonie und Caritas, die zu den größten Arbeitgebern in unserem Land zählen. Doch diese Professionalisierung des Christentums birgt auch eine Gefahr: Nämlich, dass die Diakonie, also der Dienst an den Armen und Kranken, die ja eine der Grundaufgaben der christlichen Gemeinde ist, in der konkreten Ortsgemeinde kaum noch eine Rolle spielt, weil sie an eine große Organisation namens Diakonie abgegeben wurde. Obwohl es eine professionelle Diakonie gibt, stehen darum heutige christliche Gemeinden wie schon die Urgemeinde in der Gefahr, ganze Gemeindegruppen zu übersehen. Besonders der Protestantismus hat sich in den letzten Jahrhunderten zunehmend zu einer Religion der bürgerlichen Mittelschicht entwickelt. Studien zeigen, dass wir längst nicht mehr alle gesellschaftlichen Milieus ansprechen und der Anteil an Arbeiterfamilien in evangelischen Gemeinden beispielsweise relativ gering ist. Das Problem, dass gerade arme Menschen oft keine Heimat in christlichen Gemeinden finden, ist unerträglich, gerade weil Jesus doch vor allem ein Freund der Armen, Kranken und der Menschen am Rand der Gesellschaft war. Wie können wir es schaffen, wieder zu einer Kirche zu werden, die die Armen im Blick hat, nicht nur mit großen Institutionen und Projekten, sondern ganz konkret vor Ort? Ich habe dafür auch keine Patentlösung, aber eines ist mir ganz wichtig: Dass alle Menschen sich bei unseren Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen willkommen geheißen und als Teil der Gemeinschaft fühlen können. Dafür ist es wichtig, dass das Geld keine Hürde darstellen darf, um am Gemeindeleben teilnehmen zu können. Und auch, dass wir ein offenes Auge und ein offenes Ohr füreinander haben. In diesem Zusammenhang muss ich immer wieder an eine Anekdote aus meiner römisch-katholischen Heimatgemeinde denken: Dort kamen eines Tages regelmäßig Flüchtlinge aus Syrien zum Gottesdienst. Doch sie wurden wochenlang von niemandem begrüßt

oder beachtet, bis meine Großeltern sie schließlich ansprachen und sich mit ihnen anfreundeten. Sie sagten mir, dass sie sich noch gut erinnern können, wie es war, als sie nach dem zweiten Weltkrieg aus den Ostgebieten vertrieben wurden und wie schwer sie es auf der Flucht hatten. Aus dieser Erfahrung heraus hatten sie Empathie für die syrische Flüchtlingsfamilie und wollten ihr zeigen, dass sie hier willkommen sind. Das hat mich tief bewegt und ich habe mir gedacht, dass es doch nicht sein kann, dass Christen sich zu Gottesdienst und Abendmahl versammeln und zugleich völlig überhaupt kein Interesse daran haben, wer da mit ihnen Gottesdienst feiert und vielleicht ihre Hilfe oder auch nur ein offenes Ohr oder ein freundliches Wort brauchen könnte.

So darf es in einer christlichen Gemeinde nicht zugehen!

Bei aller Professionalisierung bleiben wie alle für die diakonische Dimension des Christentums verantwortlich. Die frohe Botschaft von der Liebe Gottes darf nicht nur aus leeren Worten bestehen, sondern muss sich in unserem Gemeindeleben ganz konkret zeigen und am besten auch in unserem Alltag als Christen in der Welt.

In der Antike wurden die Christen daran erkannt, dass sie anders miteinander umgingen als die Anhänger anderer Kulte: Dass Frauen und Sklaven in der christlichen Gemeinschaft mehr Wertschätzung erfuhren und dass man sich um Arme und Kranke kümmerte. Es ist wissenschaftlich belegt, dass die Sozialethik des Christentums dazu beitrug, dass diese neue Religion in der Antike so viel Zuspruch fand und sich so schnell ausbreiten konnte. Es ist also keine Fiktion, wenn es am Ende des Predigttextes heißt: *Das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger in Jerusalem wuchs immer weiter. (Apg 6,7).*

Wenn wir uns in unseren Gemeinden konsequent für Gerechtigkeit und Teilhabe aller gesellschaftlichen Gruppen, auch der Menschen am Rand der Gesellschaft, einsetzen, dann bin ich davon überzeugt, dass das auch heute noch ausstrahlen und Menschen für den christlichen Glauben begeistern wird.

Überlassen wir die Diakonie daher nicht der Diakonie und den Diakonen, sondern tun wir alle nach Kräften das, was Jesus seinen Jüngern aufgetragen hat: Lieben wir unsere Nächsten wie uns selbst und erweisen wir uns durch Taten der Nächstenliebe als Nächste für die Menschen, denen wir in unserem Alltag und vielleicht auch in unserem Gemeindeleben begegnen und die auf unsere Hilfe, ein offenes Ohr, ein freundliches Wort oder auch nur ein bisschen Respekt oder Wertschätzung warten.